Zeitschrift: Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles

Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft

Band: 64 (2021)

Heft: 1: Bibliophilie : 33 Essays über die Faszination Buch

Artikel: Im Schlamm der Gosse

Autor: Grigorcea, Dana

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-919645

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Im Schlamm der Gosse

Dana Grigorcea

Als ich Kind war, im kommunistischen Bukarest der 80er-Jahre, verfügte jedes Haus, in dem ich verkehrte, auch jedes noch so kleine Appartement über ein Zimmer, das man «Bibliothek» nannte. Gäste wurden unweigerlich durch die Bibliothek geführt, man zeigte ihnen die alten, in Leder eingebundenen und mit Goldlettern geprägten Bücher, die man in der Familie vererbte, und die neuen, die man sich selbst gekauft oder geschenkt bekommen hatte, sowie die wertvollen, von den Autoren signierten Erstausgaben.

Wir hatten gleich zwei Bibliotheken. Da war zunächst die meiner Eltern, die gewissermaßen ein Durchgangszimmer des Vorzimmers war, mit fünf Türen zu den anderen Zimmern hin, sie wies rundum zwischen den Türen große Jugendstilschränke auf, hinter deren Vitrinen vollständige Verlagsausgaben standen; und dann gab es noch die Bibliothek meines Großvaters – mit dem wir wohnten –, das Zimmer, das er «Herrenzimmer» nannte und das zu betreten für mich jedes Mal ein Festakt war.

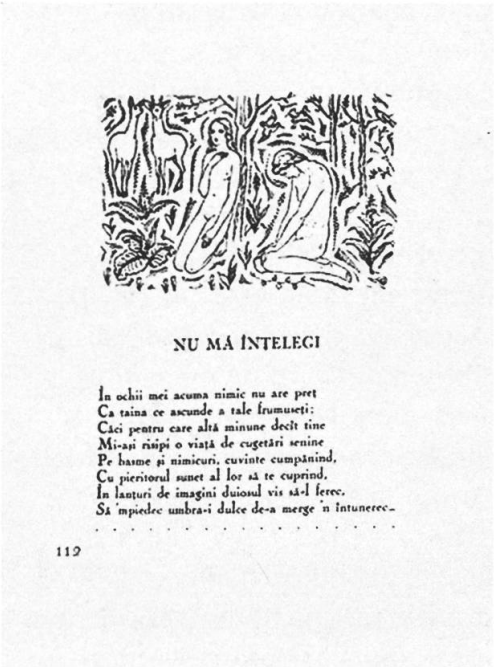
Ich kündigte mich bei Großvater im Nebenraum telefonisch an, ließ ihm die Zeit, um seine Korrespondenz zu erledigen, das Jackett anzuziehen, sich die Haare nach hinten zu kämmen, mit Pomade, und dann, zehn Minuten später, klopfte ich an.

Es war ein honigfarbenes Licht in diesem Zimmer, das ich nirgendwo mehr wiedergesehen habe, es hüllte mich ein und verlangsamte meine Gesten, machte sie zum feierlichen Déjà-vu. Das hohe Fenster ging auf den Innenhof, in die ausladende Krone eines Trompetenbaums, aus dem bei meinem Hereintreten ein Wildtaubenpaar aufgeflogen war, um sich auf den Fenstersims zu setzen. Es waren Vertraute meines Großvaters, Mehmet und Ayse, sie bekamen die gleichen Butterkekse wie ich zum Tee. Als wäre ich noch immer dort, erinnere ich mich manchmal an diese feierliche Ruhe in der Bibliothek; alles war an seinem Platz, in unumkehrbarer Ordnung, die zwei Ledersessel, in denen wir saßen, das niedrige Tischlein, der massive Schreibtisch mit der Emeralite und die Tintenwalze aus schwarzem Marmor – ja, diese Tintenwalze und ihre feierliche Balance bannten mich. Ich erzählte Großvater von der Schule, von den Lehrern, die ich vor Großvater partout nicht «Genossen» nennen durfte, sondern, wie früher, «Tutoren», und von meinen Mitschülern, mit denen ich mich täglich aufs Brutalste prügelte, über die ich aber in diesem magischen Raum rührende und geistreiche Geschichten zu erzählen wusste. Und da gab es immer eine Geschichte, die für Großvater Anlass

war, ein Buch aus dem Regal zu holen und darin zu blättern, mir daraus vorzulesen manchmal, Gedichte, Epigramme, bei deren Entstehung er gar dabei gewesen war, lateinische Aphorismen oder ganze Romankapitel. Er konnte sehr gut vorlesen, immer im Stehen, das Buch sorgsam in den beringten Händen, wie eine Bibel. Aus dem Ledersessel hörte ich andächtig zu, starrte auf den Buchdeckel und auf Großvaters großen Siegelring. Bevor ich ging, würde ich an seinem Schreibtisch die beiden Siegel benutzen dürfen, den Siegelring und das Siegel mit dem kleinen Silbergriff – ich würde rotes Wachs auf das alte Briefpapier träufeln und mir wieder und wieder die Heraldik unseres Siegels erläutern lassen, als hätte dies irgendeine Bedeutung für mich, ein in der Schule getrieztes Kind im kommunistischen Rumänien.

Er wolle mir unbedingt noch sein schönstes Buch zeigen, sagte Großvater huldvoll, kurz vor seinem Tod. Von seinem Tod ist mir übrigens dieser Satz aus unserem Familien- und Bekanntenkreis geblieben: «Herr Professor ist gerade wie eine Kerze erloschen.» Ich sehe mich noch im Ledersessel, im honigfarbenen Licht, am Fenster Mehmet und Ayse mit ihren Butterkeksen – und auf meinen ausgestreckten Armen liegt ein großes weißes Buch mit dicken Seiten, am Rand leicht ausgefranst, als wären sie frisch mit dem Papiermesser auseinandergeschnitten worden.

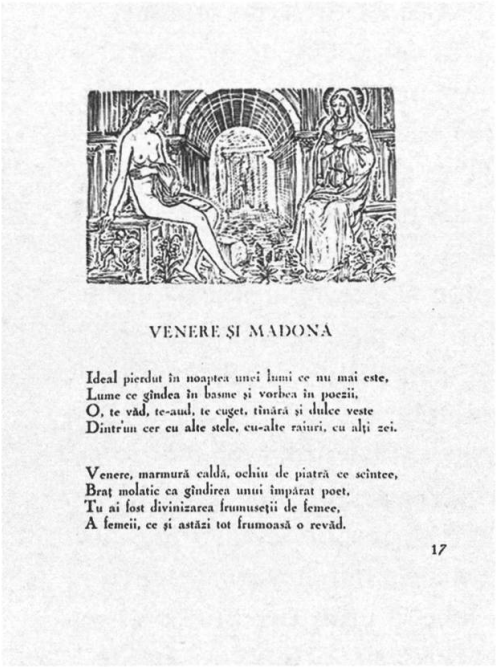
Das fadengeheftete Buch enthielt Gedichte von Mihai Eminescu, jenem romantischen Dichter aus dem 19. Jahrhundert, den auch die Kommunisten einen «Nationalpoeten» nannten. Das Buch enthielt aber, zu meinem damaligen Staunen, nicht nur die Heldenepen, sondern auch sehnsüchtiges Klagen, Fernweh und Liebeslyrik – und bei jedem Gedicht war eine Originalradierung von Alexandru Bratescu-Voinesti zu sehen, den ich zuvor nur als Autor von belehrenden Kurzgeschichten kannte, der aber, wie ich erfuhr, ein vielseitiger Künstler gewesen ist, jahrelang als Richter tätig, später auch als Politiker. Die Radierungen stellten nackte Menschen dar, in der Natur, was mich beim ersten Blick erschreckte – wobei mein Blick nicht nur ein Kinderblick war, sondern



NU MĂ ÎNTELEGI

În ochii mei acuma nimic nu are preț
Ca taina ce ascunde a tale frumuseți;
Căci pentru care altă minune decît tine
Mi-ași risipi o viață de cugetări senine
Pe basme și nimicuri, cuvinte cumpănind,
Cu pieritorul sunet al lor să te cuprind,
În lanțuri de imagini duiosul vis să-l ferec,
Să împiedec umbra-i dulce de-a merge în întunerec–
. . . . . .

112



VENERE ŞI MADONA

Ideal pierdut în noaptea unei lumi ce nu mai este,
Lume ce gîndea în basme şi vorbea în poezii,
O, te văd, te-aud, te cuget, tînără şi dulce veste
Dintr'un cer cu alte stele, cu-alte raiuri, cu alţi zei.

Venere, marmură caldă, ochiu de piatră ce scîntee,
Braţ molatic ca gîndirea unui împărat poet,
Tu ai fost divinizarea frumuseţii de femee,
A femeii, ce şi astăzi tot frumoasă o revăd.

17

wohl vor allem einer, der von der prüden Diktatur des Proletariats anerzogen war. Dieses Hinfallen im Gras oder auf einem Felsen kannte ich nicht, das Anlehnen an einen geliebten Menschen oder an einen Baum, das Gebet mit gefalteten Händen, dieses Pathos war für mich eine große Entdeckung.

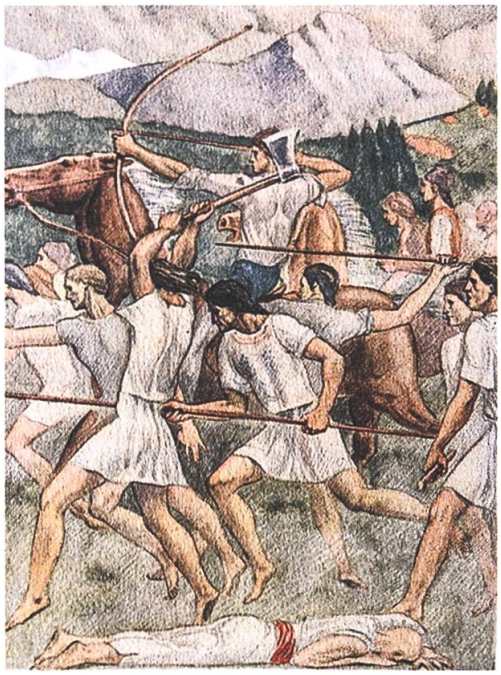
Ich fuhr mit der Hand über die Buchstaben der Gedichte und staunte ob ihres vertieften Abdrucks, betastete die dicken Seiten mit ihrer ungewohnt porösen Beschaffenheit, einem – in meiner kindlichen Fantasie – antiken Papyrus ähnlich.

Nach Großvaters Tod zogen wir in ein kleineres Appartement mit nur einer Bibliothek, und das große weiße Buch mit Eminescus Gedichten erhielt seinen Platz in einem Jugendstilschrank mit Vitrine, auf dem untersten Regal. Ich durfte es nicht herausnehmen, weil es zu wertvoll war. In mancher Nacht ging ich auf Zehenspitzen dahin, schob den kleinen Spieltisch mit dem grünen Filzbezug zur Seite, öffnete die Vitrine und holte das Buch heraus. Ich saß damit auf dem Parkett und las die Gedichte im blassen Licht des Mondes, fühlte mich zu dieser späten Stunde und im Geheimen persönlich gemeint. Ja, ich war es doch, für die diese Gedichte geschrieben worden waren! Besonders die sehnsuchtsvollen! Man durfte sie mir nicht vorenthalten!

Im Alltag las ich ganz andere Bücher, Bücher aus der Schulbibliothek oder der Bibliothek in unserem Quartier, *sozrealistische* Pflichtlektüre, aber auch Balzac, Dickens und Thomas Mann. Darüber habe ich in meinem Bukarest-Roman *Das primäre Gefühl der Schuldlosigkeit* geschrieben: «Die Bücher mussten lange im Voraus reserviert werden. An ihrem guten Zustand konnte die Behutsamkeit ihrer Leser festgestellt werden. Und auch ich bezog die Buchdeckel mit Zeitungspapier und blätterte wie in einem wertvollen Manuskript um, konnte mich aber nicht zurückhalten, die Holzsplitter aus dem Papier herauszukratzen, zusammen mit dem einen oder anderen Wort, Veränderungen im Buch vorzunehmen und damit den Heldengeschichten – wie ich mir in den vielen bei Taschenlampenlicht verbrachten Nächten unter der Decke vorstellte –

unwiederbringlich meine Prägung zu verpassen. Durch das braune Papier drang manchmal auch die Schrift auf der Rückseite, was das Lesen erheblich erschwerte: Das mühsame Entziffern bestärkte mich in dem Gefühl, die allererste, auserwählte Leserin der Geschichte zu sein, und manchmal versuchte ich gar, die Rückseite zu lesen, ohne die Seite umzublättern, also in Rückwärtsschrift, um das Geschehen ein bisschen vorwegzunehmen. Ich las immer im Geheimen, versteckte die Bücher vor Mutter, die mich davon abhalten wollte, Bibliotheksbücher nach Hause zu bringen. Wer könne schon wissen, welcher Tuberkulosekranke darin geblättert hatte. Für jede gelesene Seite war ich aber bereit, den hohen Blutzoll zu zahlen, was mich für die Begegnung mit den Helden und Märtyrern der Geschichte erst richtig würdig machte.»

Das Eminescu-Buch geriet somit für längere Zeit bei mir in Vergessenheit. Bis ein paar Jahre nach der Wende die Korrespondenz Eminescus mit seiner Geliebten und Muse Veronica Micle auf dem rumänischen Buchmarkt erschien und zu einem Megaseller wurde. Der Briefwechsel war im Besitz … meiner Familie gewesen, der Familie Grigorcea-Messeri aus Italien, die ihn nun herausgab. War ich etwa verwandt mit Eminescu? Oder mit seiner Muse? In der kommunistischen Diktatur rissen familiäre Bande, und meine Eltern haben darüber hinaus alles getan, um ihre bürgerliche, von den Kommunisten sogenannte ungesunde Herkunft vergessen zu machen, haben ihre Eltern kaum über die Familiengeschichte befragt und mir auch nichts darüber erzählen können.



Ich nahm wieder den großen weißen Gedichtband hervor. Er erschien 1941, im «Verlag des Ministeriums für Kunst und Propaganda». Zu der Zeit ist der Zweite Weltkrieg im Gange, Rumänien will die Nordterritorien von der Sowjetunion zurückerobern, nähert sich immer mehr den deutschen und italienischen Faschisten an, bricht die diplomatischen Kontakte zu einer Vielzahl von Ländern, zu England, Griechenland, den Vereinigten Staaten usw. Über dieses Jahr

las ich im Tagebuch des jüdischen Schriftstellers Mihail Sebastian: An Rumäniens Grenzen tobt der Krieg, aber das Leben in Bukarest bleibt ausgelassen – die Theaterbühnen bringen neue Stücke, man trifft sich in Cafés, eine schicke, internationale Welt, das Athenäum ist gut besucht, es erscheint weiterhin viel Literatur … Und eben auch dieses große weiße Buch mit Eminescus Gedichten.

Wer hatte diesen Band in Händen, damals, während des Krieges? Und was hat er mit denen, die darin gelesen haben, gemacht? Hat er sie berührt wie mich, Jahrzehnte später, im honiggelben Licht der Bibliothek meines Großvaters? Hat er sie und ihr unbarmherziges Umfeld infrage gestellt? Hat er sie entrückt? Entzückt?

Auf einer Lesereise durch Rumänien mit der rumänischen Übersetzung meines Romans *Das primäre Gefühl der Schuldlosigkeit*, die partout nicht als Gesellschaftsroman, sondern als Liebesgeschichte rezipiert wurde, las ich auch im Norden des Landes, in Moldowa. «Welch eine Ehre, welch eine Ehre!», rief man mir zur Begrüßung zu, die erstaunlich enthusiastisch ausfiel für eine noch junge Autorin. Und im Dorf Ipotesti bekam ich dann die Auflösung: «Welch eine Ehre», rief die Direktorin des Geburtshauses von Mihai Eminescu, «welch eine Ehre, die Urenkelin der Muse von Mihai Eminescu bei uns zu haben!» Unsere Ähnlichkeit sei verblüffend, ich müsse bloß noch die Haare zu einem großen Dutt hochstecken …

Nach meiner Lesung wurde ich ins Archiv geführt, einen penetrant nach Ratten und rosa Giftgranulat riechenden Raum, und aus einem alten, knarzenden Schrank holte man mir ein Exemplar des nämlichen Buchs heraus – die Originalausgabe! So hielt ich in den Händen also den allerersten Gedichtband von Mihai Eminescu, ein in purpurroten Samt gefasstes Büchlein, 1883 erschienen im damals renommierten, von den Kommunisten dann geschlossenen Verlag Socec. Das Bändchen fühlte sich an wie ein kleines, felliges Tier. Und dann sagte die Direktorin einen Satz, der mich noch lange begleiten sollte, sie sprach ihn flüsternd, obwohl wir in diesem übel riechenden Raum allein waren: «Damals», sagte sie, «war das Buch als solches … auch ein Anlass zur Wonne.»

Mihai Eminescu soll das Erscheinen dieses Buches, übrigens das einzige, das zu seinen Lebzeiten erschien, wütend gemacht haben. Er war mit der Auswahl der Gedichte, die sein übermächtiger Mentor besorgt hatte, nicht einverstanden. So ging er in die Buchhandlungen und kaufte alle Exemplare, die er finden konnte, auf und warf sie «in den Schlamm der Gosse».